

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 30 (1936)
Heft: 3

Artikel: Jagdvergnügen?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926474>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Farben, nur ein handgewebter norwegischer Wandteppich schmückt die Rückwand hinter dem Altar. Kein elektrisches Licht, nur Kerzenbeleuchtung. Da alle Balken nur abgeschält und nicht bemalt sind, sieht alles so freundlich, sauber und frisch aus. Der Sonnenschein fällt durch die Fenster. Die kleine Kapelle ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Alles junge Menschen, die wie ich hier hinaufgelaufen sind, um eine Andacht zu suchen. Die Jugend hier oben im Norden ist nicht sentimental oder gar romantisch veranlagt, sondern sie steht mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Wirklichkeit, und gerade deshalb suchen die jungen Menschen hier eine Stunde der Andacht.

Das kleine Harmonium stimmt gerade einen Choral an, nicht irgendeinen Choral, sondern vielmehr den Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Dann tritt der Pfarrer auf die Kanzel. Es ist ein junger Theologe. Einen Stianzug, wie wir alle, hat er an. Seine Predigt entspringt tief empfundenem, wirklichem Tatchristentum. Kein hoher Gedankenflug, aber das schlichte Wort Gottes, durch einen Kameraden den Kameraden nahe gebracht. Ich beobachte die jungen Norweger und Norwegerinnen, ihre Andacht, ihre Hingabe und — denke an meine Heimat.

Nach Schluß des Gottesdienstes erlebte ich wieder etwas ganz Eigentümliches. Mir war schon vorher aufgefallen, daß eine große Tür in der Seitenwand der Kirche halb geöffnet war. Nun wurde sie ganz aufgemacht und die jungen Leute strömten in den angrenzenden Raum. Es war ein Erfrischungsraum in Gestalt einer großen norwegischen Kaminstube. Dort kaufte man sich heißen Kaffee oder Milch und aß dazu sein mitgebrachtes Brot. Da der Raum aber nicht für alle Kirchenbesucher ausreichte, setzte sich ein großer Teil der jungen Menschen wieder in die Kirche, und aß und trank dort sein Frühstück. Mitten unter ihnen der junge Pfarrer.

Das ist wohl das Schönste an diesem urwüchsigem Volk, daß es so ungehemmt und leicht durch das Leben geht. Genau so hungrig wie sie erst der Predigt lauschten, genau so hungrig verzehrten sie auf dem selben Platz ihr Frühstück. Gestärkt an Leib und Seele ziehen sie dann weiter in die unendlich schöne Natur der norwegischen Wälder hinein. Meilenweit keine Menschenfiedlung, nur hier und dort das Haus eines Waldhüters, mit kleinem Kartoffelacker und einem Stückchen Wiese auf

einer Rodung. Ureinseitigkeit, — unmittelbar neben der Hauptstadt dieses Märchenlandes.
(Christl. Volksfreund.)

Jagdvergnügen?

Am Tage vor Weihnachten streift ein Jäger mit seinen drei Jagdhunden durch den Wald ob Enggistein. Dort findet sich ein mächtiger Fuchsbau. Spuren um den Eingang herum beweisen, daß er bewohnt ist. Nicht weit davon hat ein Dach seine Wohnung. Plötzlich fangen die Hunde an zu bellen. Im Hui sind sie verschwunden. Der Jäger im Schnellschritt hinter ihnen her. Noch sieht er den letzten im bekannten Dachsbau verschwinden. Der Jäger steht vor dem Einschlupf und hört heftiges Gejaule der Hunde. Schußbereit wartet er auf den Dach, den die Hunde herausjagen werden. Nun hat es dich, du alter schlauer Kerl! Der Mann wartet — wartet. Nichts zeigt sich, das Gebell wird schwächer. Nach stundenlangem Warten ahnt unser Jäger Unheil. Noch am gleichen Abend werden Männer mit Pickel und Schaufel aufgeboden. Denn der Jäger ist verpflichtet, die Hunde herauszugraben, tot oder lebendig. Gleich beim Einschlupf fällt der Gang fast senkrecht ab. Die Männer graben ein, zwei, drei, ja fast vier Meter tief. Sie müssen sogar Tannen fällen. Dort unten stoßen die Männer auf weichen Sand und dann auf Sandsteinfelsen. In der sandigen Schicht hat sich der Dach seine Wohnung eingerichtet mit größeren Höhlen (Zimmern) und vielen Kreuz- und Quergängen. Die Männer graben am Weihnachtstag, zuweilen auch in der Nacht. Sie leuchten mit Taschenlampen in die Gänge, stoßen lange Eisenstäbe hinein. Nichts! Sie graben am Donnerstag, Freitag, Samstag. Endlich! Was findet man? Drei Jagdhunde und einen Fuchs! Alle tot! Also sind die Hunde einem Fuchs nachgerannt, der im Dachsbau Zuflucht suchte. Warum sind sie tot? Erstickt! Es war Erde herabgefallen und hatte den Gang verstopft. So war der Rückzug abgeschnitten und die vier Tiere mußten elend umkommen. Oder hat ihnen am Ende der schlaue Dach einen Streich gespielt und selbst den Gang verstopft. Von ihm selbst fand man keine Spur. Ein teures Jagdvergnügen! Es waren wertvolle Jagdhunde, jeder seine 250 Franken wert. Dazu die Kosten für die fast viertägige Grabarbeit und eine Entschädigung für die ge-

fällten Lannen. Und die Beute — ein toter Fuchs! Für die Leute in der Umgebung war das ein seltenes Schaustück. Von weither kamen sie herbei, umstanden oft zu hunderten den Dachsbau und verfolgten mit Spannung die Rettungsarbeiten.

Zur Unterhaltung

Kleider machen Leute.

Gottfried Keller nacherzählt.
(Fortsetzung.)

Der Gast trank nicht viel. Der Wirt bemerkte es und sagte: „Der Herr mag gewiß den gewöhnlichen Tischwein nicht. Befehlen Sie vielleicht ein Glas guten Bordeaux?“ Warum sagte der Schneider nicht nein? Er wußte doch, daß er nicht bezahlen konnte. Jetzt war er wirklich im Fehler. Er sagte ja. Als bald ging der Wagnwirt selbst in den Keller, um eine feine Flasche zu holen. Stolz schenkte er den guten Tropfen ein. Aber der Gast hatte jetzt ein böses Gewissen. Er nahm nur kleine Schlücklein. Da lief der Wirt in die Küche, schmalzte mit der Zunge und rief: „Der versteht's, der schlürft meinen guten Wein mit Genuß. Sicher ist er ein ganz nobler Herr!“ „Ja, ja,“ sagte die Köchin, „ich hab's schon gesagt, daß er's versteht!“

So nahm denn die Mahlzeit ihren Verlauf, und zwar sehr langsam. Der arme Schneider aß und trank zimperlich und unentschlossen. Es war ganz wenig, was er gegessen hatte. Der Hunger wurde endlich größer als die Angst. Als die Pastete erschien, sagte er zu sich: „Es ist jetzt einmal so, wie es ist. Bald kommt alles aus und ich muß Hohn und Spott ertragen. Ich wäre ein Tor, wenn ich mich nicht vorher satt essen würde. An diese Pastete will ich mich halten, komme, was da wolle. Was ich im Leibe habe, kann mir kein König wieder rauben.“

Gesagt, getan! Er hieb mit großem Eifer in die leckere Pastete. In fünf Minuten war sie zur Hälfte verschwunden. Fleisch, Trüffel, Klößchen, Boden, Deckel, alles schlang er hinunter. Er wollte einmal sein Ränzchen voll packen. Dazu trank er Wein in tüchtigen Zügen und steckte große Brotbissen in den Mund. Es war eine hastig belebte Einfuhr, so wie vor aufsteigendem Gewitter das Heu in die Scheune geflüchtet wird. Wieder lief der Wirt in die

Küche und rief: „Köchin, er ißt die Pastete auf. Den Braten hat er kaum berührt. Und den Bordeaux trinkt er in halben Gläsern.“ „Wohl komm es ihm,“ sagte die Köchin, „lassen Sie ihn nur machen. Der weiß, was Rebhuhn ist. Wär' er ein gemeiner Kerl, so hätte er sich an den Braten gehalten.“

Unterdessen hatte der Kutscher die Pferde füttern lassen und selbst in der Stube für das untere Volk seinen Hunger gestillt. Nun ließ er anspannen. Da konnten die Wirtsleute ihre Neugierde nicht länger zurückhalten. Sie fragten den Kutscher, woher der Herr sei und wie er heiße. Der Kutscher war ein Schalk und sagte: „Nun, er heißt Graf Strapinski. Er wird wohl noch einige Tage da bleiben. Denn er hat mir befohlen, mit dem Wagen voraus zu fahren.“

Das war ein schlechter Spaß. Er wollte sich damit an dem Schneiderlein rächen. Er hatte ihn doch mitfahren lassen. Der Schneider hatte ihm aber nicht einmal gedankt und war ohne Abschied in das Haus gegangen, um den Herrn zu spielen. Ohne die Rechnung für sich und die Pferde zu bezahlen, ging der Kutscher hinaus. Er bestieg den Wagen, schwang die Peitsche und fuhr aus der Stadt. Die Wirtsleute aber dachten, der Herr Graf werde schon alles bezahlen.

Und nun diese Kügung! Der Schneider hieß wirklich Strapinski, Wenzel Strapinski und stammte aus Schlessien. Nur war er kein Graf, sondern eben nur ein Schneiderlein. War das Zufall? Oder hatte der Schneider sein Wanderbuch im Wagen liegen lassen? Dann hatte der Kutscher seinen Namen darin gelesen. Genug, der Wirt strahlte vor Freude. Nicht alle Tage steigt ein Graf im Gasthof zur Waage in Goldbach ab. Händereibend trat er zu seinem Gast. „Wünscht der Herr Graf zum Nachtisch noch ein Glas Champagner oder einen andern feinen Tropfen? Die Zimmer werden eben zubereitet. Bald kann sie der Herr Graf besichtigen.“ Der arme Strapinski erblaßte, wurde verwirrt und antwortete gar nichts.

Der Wirt aber eilte abermals in den Keller und holte Flaschen mit den feinsten Weinen. Bald sah Strapinski einen ganzen Wald von Flaschen und Gläsern vor sich auf dem Tisch. Inzwischen traten nach und nach die Stadtherren in das Zimmer, um ihren Kaffee zu trinken und das tägliche Kartenspiel zu machen. Da war der Herr Stadtschreiber, der Herr Notar, der Herr Melcher Böhni, Buchhalter